

Clark Ashton Smith

**DIE BESTIE
VON AVEROIGNE**

Gesammelte Erzählungen Band 4



Aus dem Amerikanischen von Malte S. Sembten u. a.

FESTA

Originalausgabe
© by the Estate of Clark Ashton Smith
Anmerkungen © 2013 by Scott Connors und Ron Hilger
© dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-282-5
eBook 978-3-86552-283-2

INHALT

EIN MORD IN DER VIERTEN DIMENSION
Seite 7

LEBENDIG BEGRABEN
Seite 19

IM BANNE DES BÖSEN
Seite 35

DIE JÄGER AUS DER TIEFE
Seite 53

EINE NACHT IN MALNÉANT
Seite 77

DER PLANET DER TOTEN
Seite 86

DIE WURZEL DER AMPOI
Seite 104

DER GOTT DES ASTEROIDEN
Seite 124

DIE PLUTONISCHE DROGE
Seite 146

DER RADSCHA UND DER TIGER
Seite 160

DER GROSSE GOTT AWTO
Seite 169

Will Murray: DIE CHRONIKEN VON AVEROIGNE
Seite 177

WIE DIE GESCHICHTE ENDET
Seite 188

DER SATYR
Seite 214

EIN RENDEZVOUS IN AVEROIGNE
Seite 222

DIE HEILIGKEIT DES AZÉDARAC
Seite 243

DER STEINMETZ UND DIE WASSERSPEIER
Seite 272

DIE BESTIE VON AVEROIGNE
Seite 293

DER KOLOSS VON YLOURGNE
Seite 315

DIE ALRAUNEN
Seite 369

DIE VENUS VON PÉRIGON
Seite 379

MUTTER DER KRÖTEN
Seite 393

DIE ZAUBERIN VON SYLAIRE
Seite 405

Scott Connors und Ron Hilger:
Anmerkungen zu den Erzählungen
Seite 427

LEBENDIG BEGRABEN

»Aha«, sagte Guy Magbane. »Du lebst also immer noch, wie ich sehe.« Während er diese Worte sprach, krümmten sich seine vom Bettvorhang beschatteten Lippen zu einem schmalen, doppelsinnigen Lächeln – oder war es ein Grinsen des Hohns? Er trat näher heran und blickte ein wenig scheel auf den kranken Mann hinab. Dabei reichte er ihm das Glas mit der granatfarbenen Arznei.

Sir Uther Magbane ruhte inmitten der schweren Kissen, als wäre er nichts weiter als ein Totenschädel mit gelbbraunem Haar und blauen Augen. Er erwiderte nichts und zögerte offenbar, das Glas entgegenzunehmen. Ein dunkles, gestaltloses Grauen begann in seinem starren, fahlen Blick aufzudämmern, wie etwas Versunkenes, das in einem Herbstteich langsam zur Oberfläche emporsteigt. Schließlich ergriff er das Glas und kippte den Inhalt in einem einzigen krampfhaften Zug hinab, als bereite das Schlucken ihm Mühe.

»Diesmal ist meine Krankheit ernst, Guy«, sagte er mit einer Stimme, die aufgrund eines inneren Widerstands oder einer körperlichen Einschränkung kehlig-rau und tonlos klang. »Aber viel mehr Angst macht mir, dass ich nicht krank genug sein könnte ... dass die Sache, die schon einmal passierte, ein zweites Mal geschehen könnte. Gott im Himmel! Ich kann an gar nichts anderes mehr denken – kann mir nichts anderes vorstellen als den schwarzen, erstickenden Toteskampf, als das blinde, beengende, unerträgliche Grauen, das er mit sich bringt. Versprich mir – versprich es mir noch einmal, Guy, dass du meine Grablegung mindestens zwei Wochen oder besser einen Monat lang hinausschiebst. Und schwöre mir, dass du dich, bevor du mich dann fortschaffst, davon überzeugst, dass der Druckschalter und die elektrischen Kabel in meinem Sarg intakt sind. Barmherziger Gott! Angenommen, ich erwache in der Gruft ... und merke, dass der Notruf nicht funktioniert!«

»Keine Angst – ich werde für all dies Sorge tragen!« Der Tonfall klang beschwichtigend, ein wenig verächtlich, und besaß in den Ohren dessen, für den die Worte bestimmt waren, einen unheilvollen Beiklang.

Guy Magbane wandte sich zum Gehen. So sah er nicht, dass die Furcht, die im Blick seines Bruders lauerte, Momente lang zu etwas Greifbarem, deutlich Erkennbarem wurde. Über die Schulter fügte er noch hinzu, beiläufig und ohne sich umzudrehen: »Diese Zwangsvorstellung hat sich bei dir zu einer regelrechten Besessenheit ausgewachsen. Dass diese Sache einmal passiert ist, heißt noch längst nicht, dass sie sich jemals wiederholt. Wenn du diesmal stirbst, bleibst du höchstwahrscheinlich auch tot. Was das betrifft, wird es keine Missgriffe mehr geben.« Mit dieser doppeldeutigen und zweifelhaften Zusicherung verließ er das Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Sir Uther Magbane lehnte sich in seinen Kissenberg zurück und starrte auf die düstere eichene Wandvertäfelung. Er hatte das Gefühl – ein Gefühl, das ihn seit Beginn seiner gegenwärtigen Krankheit nicht verließ –, dass das Zimmer zu klein und zu eng war ... dass die Wände ständig drohten, auf ihn einzudringen, dass die Decke im Begriff stand, sich auf ihn herabzusenken wie die Wände und der Deckel eines Sarges. Er schien unfähig, einen tiefen Atemzug zu tun. Er konnte lediglich hier liegen, allein mit seiner grässlichen Angst, seinen grausigen Erinnerungen und seinen noch grausigeren Befürchtungen. Die Besuche seines jüngeren Bruders Guy trugen seit einiger Zeit nur dazu bei, seine Empfindung einer grabesähnlichen Beengung zu verstärken ... denn Guy machte inzwischen einen Teil seiner Angst aus.

Schon immer hatte er den Tod gefürchtet. Bereits seit den Tagen seiner Kindheit – jenem Lebensabschnitt, da der Schmitter eigentlich nebelhaft und weit entfernt erscheinen sollte, falls er überhaupt schon wahrgenommen wird. Angefangen hatte es mit dem frühen Tod seiner Mutter. Seit jenem schmerzlichen Verlust schien für ihn ein Schatten wie von

Geierschwingen über allem zu schweben, schien es zu verunreinigen und zu verfinstern, was anderen noch unvergällt war. Seine Fantasie, krankhaft rege und von Argwohn gegen das Leben selbst befallen, hatte überall das inwendige Gerippe erblickt, den mit Blüten überstreuten Leichnam. Die Küsse der ersten Liebe besaßen den Geschmack der Sterblichkeit. Der Lebenssaft der Dinge selbst war von Verwesung angehaucht.

Innige Schauer verspürend, hatte der Heranwachsende seine morbide Fantasie mit allem genährt, was Kunst und Literatur an Makaberem aufzubieten hatten. Gleich einem Wahrsager, der in eine schwarze Kristallkugel blickt, sah er mit grässlicher Genauigkeit die körperlichen und seelischen Qualen der Verwesung vorher; sah er das Voranschreiten der Fäulnis, das mähliche Wühlen und Nagen des Wurms ebenso deutlich voraus, als sei er bereits in die abscheuliche Vergessenheit des Grabes gesunken. Doch den grausigsten Horror von allen – den Horror, lebendig begraben zu sein – hatte er weder geahnt noch gefürchtet ... bis er ihn selbst empfand.

Ohne Vorwarnung hatte es ihn ereilt, unmittelbar, nachdem er gemäß der Erbfolge den Familiensitz übernommen und sich mit Alice Margreave verlobt hatte. Durch deren Liebe war es ihm allmählich gelungen, die Schrecknisse seiner Jugend ansatzweise zu vergessen. Als habe das Gespenst des Schnitters, das ihn verfolgte, sich in die Schatten zurückgezogen, um aus dem Hinterhalt in noch grässlicherer und grauenhafterer Form zuzuschlagen.

Nun, da er dort lag, schien die Erinnerung ihm wie stets schier das Herz abzuquetschen und den Atem abzuschnüren. Wieder rief er sich mit halluzinatorischer Deutlichkeit den ersten graduellen Anfall seiner geheimnisvollen Krankheit in Erinnerung. Er entsann sich, wie die Ohnmacht eingesetzt hatte, entsann sich des lichtlosen Abgrunds, in dem er versunken war, unendlich langsam, als treibe er durch das grenzenlose, leere All. Irgendwo in der Tiefe jenes Abgrunds hatte er Vergessen gefunden – den schwarzen Augenblick,

der Stunden oder Jahre gewährt haben mochte und aus dem er inmitten von Finsternis erwachte. Er hatte versucht, sich aufzusetzen, und sich dabei das Gesicht an einem massiven Hindernis gestoßen, das anscheinend nur wenige Zentimeter von seiner Nase entfernt gewesen war. Er hatte dagegengehämmert, blindlings, in wahnwitziger, besinnungsloser Panik, hatte versucht, mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, und stieß allseits auf eine harte, unnachgiebige Fläche, die desto mehr Angst erweckte, weil sie so *nah* war, ähnlich den Mauern eines nachtschwarzen, klaustrophobischen Kerkerlochs.

Daran hatte sich ein Zeitraum alpträumhafter Verwirrtheit angeschlossen – und danach wusste er, was geschehen war.

Aufgrund irgendeines grauenhaften Fehlers hatte man ihn lebendig in den Sarg gelegt. Und der Sarg befand sich in den Gruftgewölben seiner Familie unterhalb der steinernen Bodenplatten ihrer Hauskapelle. Da hatte er zu schreien begonnen, und seine Schreie waren in dem engen Raum mit dem gedämpften, dumpfen Widerhall einer unterirdischen Sprengung grauenvoll auf ihn zurückgeworfen worden. Schon schien die Luft ihn zu ersticken, geschwängert mit den Grabgerüchen nach faulendem Holz und moderndem Tuch.

Hysterie packte ihn, und er schnappte regelrecht über, warf sich gegen den Sargdeckel während einer vermeintlichen Ewigkeit beengten, hoffnungslosen Sich-Aufbäumens. Er überhörte das Geräusch der herabeilenden Schritte, als man ihm zu Hilfe kam. So mischte sich das Dröhnen der Meißel und Hämmer, mit denen die Männer auf den schweren Sargdeckel einhieben, ununterscheidbar in sein eigenes Schreien und Toben. Als der Deckel heruntergerissen wurde, hatte das durchlittene Grauen ihn beinahe in den Irrsinn getrieben, und er hatte gegen seine Retter angekämpft, als handele es sich bei ihnen um einen Teil des erstickenden, klaustrophobischen Alpträums.

Nie hatte er glauben können, dass sein Erlebnis eine Angelegenheit nur weniger Minuten gewesen war – dass er gleich

nach der Aufbahrung des Sargs in der Gruft aufgewacht war, noch vor dem Herablassen der Grabplatte und dem Weggang der Sargträger, deren entsetzte Aufmerksamkeit er durch das gedämpfte Geräusch seiner Schreie und seines Getrommels erregt hatte. Ihm kam es vor, als hätte er eine endlose Zeit dort unten gerungen.

Dem erlittenen Schock verdankte er zerrüttete, haltlos flatternde Nerven. Nerven, die in unschuldigsten, alltäglichsten Momenten ein verborgenes Grauen, ein Sterbegeläut ausmachten. Drei Jahre waren seither vergangen. Doch zu keinem Zeitpunkt hatte er vermocht, seine grausige Obsession zu bezwingen. Nie war es ihm gelungen, aus dem nachtschwarzen Schacht seiner Zermürbung zu klimmen. Seine alte Angst wurde durch eine neue Befürchtung verschlimmert: dass seine Krankheit, die ja wahrscheinlich wiederkehren würde, abermals den täuschenden Anschein des Todes annahm und er abermals in der Gruft erwachte. Wie es für Hypochonder typisch ist, horchte er ständig angstvoll in sich hinein und lauerte auf das erneute Auftreten der Frühsymptome seiner Krankheit – und fühlte sich, als sie dann einsetzten, unentrinnbar dem Verderben geweiht.

Seine Angst vergiftete alles und jeden. Sie hatte sogar einen Keil zwischen ihn und Alice Margreave getrieben. Eine offizielle Auflösung der Verlobung war nicht erfolgt – lediglich eine stille Entfremdung zwischen dem selbstquälerischen, mit sich selbst beschäftigten Neurotiker und dem Mädchen, dessen Liebe sich unweigerlich binnen Kurzem in ein bestürztes und von Grauen untermischtes Mitleid verwandelt hatte.

Danach hatte er sich, falls möglich, seiner Zwangsvorstellung noch ungehemmter hingeeben, alles über vorzeitige Begräbnisse gelesen, was er auftreiben konnte, und Zeitungsausschnitte gesammelt, die von bekannt gewordenen Fällen berichteten: von Menschen, die rechtzeitig gerettet worden waren – und von solchen, deren Wiedererwachen zu spät bemerkt und vielleicht erst nach vielen Jahren aufgrund einer

Veränderung der Lage oder der Haltung der Leiche gemutmaßt worden war. Dann nämlich, wenn der Tote umgebettet wurde und einen neuen Ruheplatz erhielt. Getrieben von schauernder Faszination hatte er sich rückhaltlos in die ganze Grässlichkeit der garstigen Materie eingewühlt. Und immer wieder erblickte er im Schicksal anderer sein eigenes, und indem er sich wahnhaft an ihre Stelle versetzte, wurden ihre Qualen zu seinen eigenen.

In der schicksalhaften Überzeugung, dass das unerträglich Furchtbare abermals eintreten musste, hatte er ausgeklügelte Vorkehrungen getroffen und den Sarg, in dem er bestattet werden würde, mit einem elektrischen Hilferuf ausgestattet. Der flüchtigste Druck auf einen Knopf in bequemer Reichweite seiner rechten Hand sollte ein Alarmklingeln in der darüberliegenden Familienkapelle auslösen und ebenso eine zweite Klingel im nahe gelegenen Herrenhaus.

Aber sogar dies trug wenig dazu bei, seine Ängste zu mildern. Er wurde von der Vorstellung verfolgt, dass der Notruf versagte oder niemand ihn hörte – oder dass die Retter zu spät eintrafen, nachdem er bereits sämtliche Martern eines langsamen Erstickungstodes durchlitten hatte.

Diese düsteren Vorahnungen, die mit jedem Tag quälender und beherrschender wurden, hatten die ersten Stadien seiner zweiten Erkrankung begleitet. Dann hatte er begonnen, seinem Bruder in schwankendem Ausmaß zu misstrauen, zu argwöhnen, dass Guy, der Nächste in der Erbfolge, sein Ableben ersehnte und Interesse daran hegte, es herbeizuführen. Guy war schon immer ein zynischer, gefühlloser Bursche gewesen, und seine kaum verhohlene Verachtung und sein mangelndes Mitgefühl für Uther Magbanes Obsession gewannen aus Sicht einer morbiden Einbildung allzu rasch einen finsternerer Anschein. Während er immer schwächer wurde, erlag der Kranke zunehmend der Furcht, dass sein Bruder die Bestattung vorsätzlich beschleunigen wollte – ja, dass er sogar die Notrufvorrichtung sabotieren könnte, für die er eigentlich Sorge tragen sollte.

DER KOLOSS VON YLOURGNE

1. Die Flucht des Totenbeschwörers

Nathaire, ein Alchemist, Sterndeuter und Totenbeschwörer von dreifach üblem Ruf, war mitsamt seinen zehn, dem Teufel ergebenen Schülern höchst überstürzt und klammheimlich aus der Stadt Vyônes entwichen. Unter den Bewohnern jener Gegend herrschte allgemein die Ansicht, dieser Abschied verdanke sich einer heilsamen Angst vor den Daumenschrauben und den Brandpfählen der Kirche. Andere, weniger verrufene Hexer als er hatten in jenem Jahr außergewöhnlichen inquisitorischen Eifers den Scheiterhaufen bestiegen, und jedermann wusste, dass Nathaire beim Klerus in Ungnade stand. Nur wenige zerbrachen sich daher den Kopf über den Grund seines Weggangs. Auf welche Art und Weise jedoch der Hexenmeister und seine Schüler sich verflüchtigt und wohin sie sich begeben hatten, galt als mehr denn rätselhaft.

Unzählige dunkle und abergläubische Gerüchte waren im Umlauf, und die Menschen bekreuzigten sich, wenn sie an dem hohen, düsteren Haus vorbeikamen, das Nathaire in gotteslästerlicher Nachbarschaft zur großen Kathedrale erbaut und in fremdartigem Stil mit satanischem Prunk eingerichtet hatte. Zwei tollkühne Diebe, die in die Villa eingedrungen waren, nachdem ihre Verlassenheit sich herumgesprochen hatte, wussten hinterher zu berichten, dass die meisten Möbel sowie die Bücher und die übrigen zauberischen Hilfsmittel Nathaires anscheinend ihren Besitzer bei dessen Auszug begleitet hatten, und zwar ohne Zweifel zum selben höllischen Bestimmungsort. Aber dies trug nur dazu bei, das unheilige Rätsel noch zu vertiefen, denn es war schlichtweg unmöglich, dass Nathaire und seine zehn Zaublerlehrlinge samt etlichen Wagenladungen voller Hausrat die rund um die Uhr bewachten Stadttore auf hergebrachte Weise hatten passieren können, ohne dabei den Wachtposten aufzufallen.

Die frömmeren und gottesfürchtigeren Stadtbewohner behaupteten, dass der Erzfeind und eine Legion von Teufeln die Vermissten in mondloser Mitternacht auf Fledermauschwingen gewaltsam verschleppt hätten. Etliche Geistliche, aber auch angesehene Bürger schworen Stein und Bein, dunkle, menschenähnliche Gestalten gesehen zu haben, die im Flug die Sterne verdeckten und begleitet gewesen seien von weiteren Gestalten, die nichts Menschliches an sich hatten. Und sie hätten das kreischende Geheul vernommen, während die zur Hölle verdamnte Schar inmitten einer Wolke des Bösen über die Dächer und Mauern der Stadt hinwegzog.

Andere waren davon überzeugt, dass die Zauberer sich mithilfe ihrer eigenen teuflischen Künste aus Vyônes hinweggehoben und in eine unzugängliche Festung zurückgezogen hatten, wo Nathaire, dem es seit geraumer Zeit an Gesundheit gebrach, auf ein so ruhiges und friedvolles Ende hoffen durfte, wie einer zu erwarten hat, der zwischen den Flammen des Ketzergerichts und denen des Höllenschlunds schwebt. Der Hexer nämlich, so glaubte man, habe erst vor Kurzem sich selbst das Horoskop gestellt, und zwar zum ersten Mal in den gut fünfzig Jahren seines Daseins, und habe eine bevorstehende Konjunktion unheilvoller Planeten herausgelesen, die ihm den frühen Tod verhielß.

Wiederum andere, zu denen auch Konkurrenten Nathaires aus der astrologischen und magischen Zunft zählten, behaupteten, dass der Entschwundene sich nur deshalb aus der Öffentlichkeit zurückgezogen habe, um mit diversen Hilfsdämonen freien Umgang pflegen und unbehelligt auf schwarzmagische Art einen übermächtigen lykanthropischen Fluch heraufbeschwören zu können. Dieser Fluch, so deuteten sie an, würde zu gegebener Zeit über Vyônes, ja, womöglich sogar über ganz Averoigne hereinbrechen – und zwar fraglos in Gestalt einer verheerenden Seuche oder eines flächendeckenden Schadenszaubers oder eines landesweiten Einfalls von Sukkuben und Inkuben.

Inmitten dieses Gebrodels seltsamer Gerüchte entsann man sich vieler schon halb vergessener Geschichten, und von heute auf morgen entstanden neue Legenden. Viel Aufhebens wurde um die im Dunkeln liegende Herkunft Nathaires gemacht und um seine Reisen an befremdliche Orte, ehe er vor nunmehr sechs Jahren sesshaft geworden war in Vyônes. Die Menschen sagten ihm nach, ein Teufelsbalg zu sein, wie der sagenumwobene Merlin: Gezeugt worden sei er von keinem Geringeren als Alastor, dem Dämon der Vergeltung, und geboren von einer verwachsenen, zwergenhaften Hexe. Dem Vater verdanke er das Übelwollen und die Niedertracht, und der Mutter die gedrungene, verhutzelte Gestalt.

Er hatte die Länder des Orients bereist und von ägyptischen oder sarazenischen Meistern die unheilige Kunst der Totenbeschwörung erlernt, in deren Ausübung es ihm niemand gleichtat. Es gab finstere Gerüchte über den Gebrauch, den er von längst entseelten menschlichen Leibern gemacht habe, von entfleischten Gebeinen, und man raunte, er habe tätige Dienste erzwungen von im Grabe ruhenden Toten, die wiederzuerwecken einzig und allein dem Engel des Jüngsten Gerichts zukommt. Beliebt war Nathaire niemals gewesen, und dennoch hatten viele Menschen seinen Rat und seinen Beistand zur Förderung ihrer eignen mehr oder minder rechtschaffenen Angelegenheiten gesucht. Einmal, im dritten Jahr nach seiner Ankunft in Vyônes, war er wegen der ihm nachgesagten Totenbeschwörungen auf offener Straße mit Steinen beworfen worden, und ein treffsicher geschleuderter Brocken hatte zur Folge gehabt, dass der Hexer seither unheilbar hinkte. Dass man ihn zum Krüppel gemacht hatte, hieß es, habe er niemals verziehen, und die Feindschaft des Klerus mit dem höllischen Hass eines Teufels vergolten.

Abgesehen von den Schandtaten und Sakrilegien als Hexer, in deren Ruch er allgemein stand, hing ihm schon seit Langem der Ruf an, er sei ein Verderber der Jugend. Trotz seiner zwergenhaften Statur, seiner Missgestalt und Hässlichkeit wohnte ihm doch eine machtvolle Ausstrahlung inne,

eine hypnotische Zwingkraft, und seine Schüler, die er angeblich in einen bodenlosen Sumpf schaurigen Frevels hinabzog, waren sämtlich junge Männer, die zu den höchsten Erwartungen berechtigten. Daher empfand man das Verschwinden des Hexers letztendlich als Schicksalsgeschenk, ja, als eine wahre Befreiung.

Ein Mensch war unter den Einwohnern der Stadt, der sich an dem düsteren Gemunkel und den reißerischen Mutmaßungen nicht beteiligte. Bei diesem Menschen handelte es sich um Gaspard du Nord, der selbst ein Adept der verbotenen Wissenschaften war und der ein Jahr lang zu den Schülern des Nathaire gezählt, es dann aber vorgezogen hatte, unauffällig aus dem Umfeld seines Meisters auszuscheiden, sobald er eine Ahnung von den Ungeheuerlichkeiten bekam, die mit seiner weiteren Einweihung in die schwarze Magie einhergegangen wären. Dennoch hatte er in seiner Zeit bei Nathaire einen Schatz seltenen und seltsamen Wissens erworben, und desgleichen einigen Einblick in die unheilvollen Fähigkeiten und die nachtschwarzen Beweggründe des Nekromanten.

Aufgrund dieses Wissens und dieses Einblicks zog Gaspard es vor, zu schweigen, als er von Nathaires Verschwinden erfuhr. Auch hielt er es nicht für geraten, den Menschen seine eigene ehemalige Lehrzeit bei dem Hexer ins Gedächtnis zu rufen. Einsam, nur von seinen Büchern umgeben, hockte er in einer spärlich möblierten Dachkammer und starrte mit gekrauster Stirn in einen kleinen, rechteckigen Spiegel, der von goldenen, zierreich ineinander verschlungenen Nattern gerahmt war und der einstmals Nathaire selbst gehört hatte.

Es war nicht die Spiegelung seines eigenen jugendlich hübschen, wenngleich bereits kaum merkbar gefurchten Gesichts, dem das Stirnrunzeln galt. Dieser Spiegel nämlich zeigte nicht das Abbild des Betrachters. Vielmehr hatte Gaspard in des Spiegels Tiefen wenige Lidschläge lang eine befremdlich und unheilvoll wirkende Szene erblickt, deren Mitwirkende ihm vertraut waren, doch deren Schauplatz er weder kannte

noch zu verorten vermochte. Ehe er Näheres erkennen konnte, war das Spiegelglas trübe geworden, als habe alchemistischer Rauch es verdunkelt, und Gaspard ward die Sicht genommen.

Diese Trübung, überlegte er, konnte nur eines bedeuten: Nathaire hatte gemerkt, dass er beobachtet wurde, und einen Gegenzauber gewirkt, der den magischen Spiegel unbrauchbar machte. Diese Erkenntnis, verbunden mit dem kurzen, jedoch Unheil verheißenden Blick auf Nathaires gegenwärtige Umtriebe, ängstigte Gaspard und rief ein eisiges, langsam anschwellendes Grauen in seiner Seele hervor: ein Grauen, das sich aber noch nicht greifen oder auch nur benennen ließ.

2. Die Totenwanderung

Das Verschwinden von Nathaire und seinen Schülern begab sich gegen Ende des Frühlings im Jahr 1281 in einer dunklen Neumondnacht. Danach nahm der Mond wieder zu über den blühenden Wiesen und grün belaubten Wäldern, und nahm wieder ab in silbrig-gespenstischem Glanz. Und bereits während der Mond wieder abnahm, begannen die Menschen über andere Zauberer und jüngere Rätsel zu reden.

Dann, in den dunklen, mondlosen Nächten zu Anfang des Sommers, traten Fälle unerklärlichen Verschwindens auf, die noch sehr viel unnatürlicher und rätselhafter waren als im Falle des zwerghaften, übelwollenden Totenbeschwörers.

Eines Tages machten Totengräber, die in aller Frühe ihr Tagwerk auf einem Friedhof außerhalb der Stadtmauern von Vyônes begannen, die Entdeckung, dass nicht weniger als sechzig frisch belegte Gräber geöffnet und die Toten, zu Lebzeiten allesamt geachtete Bürger, daraus entfernt worden waren. Die nähere Untersuchung ergab jenseits aller Zweifel, dass die Plünderung nicht auf Leichenräuber zurückging. Die Särge, die umgekippt dalagen oder hochkant aus dem

Erdreich ragten, sahen nämlich ganz so aus, als seien sie mit übermenschlicher Kraft von innen heraus aufgesprengt worden. Die lockere Erde der frischen Gräber war in einer Weise aufgeworfen, als hätten die Toten sich in einer schaurigen, verfrühten Wiederauferstehung *eigenhändig* an die Oberfläche gewühlt.

Von den Leichen selbst existierte keine Spur mehr. Es war, als habe die Hölle sie verschlungen, und es ließen sich auch keine Augenzeugen ermitteln, die über ihr Schicksal hätten Auskunft geben können. In jenen teuflergläubigen Zeiten schien für das Vorgefallene nur eine einzige Erklärung möglich: Dämonen waren in die Gräber gefahren, hatten gewaltsam Besitz von den Toten ergriffen und sie gezwungen, sich zu erheben und von hinnen zu schreiten.

Zum allgemeinen Erschrecken und Entsetzen der Menschen in Averoine folgten auf das rätselhafte Verschwinden der Toten beängstigend rasch weitere Vorfälle vergleichbarer Art. Es sah so aus, als sei ein unwiderstehlicher magischer Ruf an die Toten ergangen. Zwei Wochen lang büßten die Totenäcker von Vyônes und weiterer Städte, Dörfer und Weiler allnächtlich eine erschreckende Anzahl kürzlich Begrabener ein. Aus mit Messingplatten verschlossenen Grüften, aus gewöhnlichen Beinhäusern, aus flachen, ungeweihten Gräbern, aus den marmorbedeckten Grabgewölben der Kirchen und Kathedralen setzte der gespenstische Exodus sich unentwegt fort.

Vielleicht noch schlimmer waren die frisch ins Leichengewand gehüllten Toten, die von den Betten oder Bahren herabsprangen und in geistloser Raserei mit gewaltigen Sätzen, ohne des dadurch hervorgerufenen Grauens zu achten, vor den Augen der gramerfüllten Hinterbliebenen auf Nimmerwiedersehen in die Nacht hinaus entwichen.

Betroffen waren stets nur die Leichen erst kürzlich verstorbener junger und kraftstrotzender Männer, die durch Gewalt oder einen Unfall zu Tode gekommen waren und nicht durch eine auszehrende Krankheit. Es waren Gesetzlose darunter,

die für ihre Verbrechen hatten büßen müssen. Ebenso Kriegsknechte oder Stadtwachen, die in Ausübung ihres Gewerbes erschlagen worden waren. Ritter, die im Turnier oder beim Waffengang ihr Leben gelassen hatten, zählten dazu, und so mancher war den Räuberbanden zum Opfer gefallen, die zu jener Zeit Averoigne unsicher machten. Es traf Mönche, Händler, Edelleute, freie Bauern, Knappen, Priester; doch unter ihnen allen nicht einen, der die Blüte des Lebens bereits überschritten hatte. Die Alten und Siechen, so schien es, waren dagegen gefeit, von den Dämonen auferweckt zu werden.

In solcherlei Zuständen erblickten mehr dem Aberglauben verhaftete Menschen ein untrügliches Vorzeichen des nahen Weltuntergangs. Satan und seine Vasallen hatten den Krieg ausgerufen und verschleppten nun die Leiber der heiligen Toten in höllische Knechtschaft. Das Entsetzen wurde noch hundertfach größer, als sich herausstellte, dass auch ein noch so verschwenderisches Versprengen von Weihwasser, ja, selbst die Durchführung der wirkmächtigsten und grauenvollsten Exorzismen nicht den mindesten Schutz gegen die teuflischen Raubzüge bot. Die Kirche bekannte, dem unfasslichen Übel machtlos gegenüberzustehen, und die weltlichen Gewalten konnten nichts tun, um seinen widernatürlichen Urheber vor Gericht zu bringen oder zu bestrafen.

Die Furcht, die überall herrschte, unterband jeden Versuch, der Spur der verschwundenen Leichen zu folgen. Doch nächtliche Reisende erzählten grausige Geschichten über Begegnungen mit etlichen dieser Kadaver, die allein oder in Gruppen über die Straßen von Averoigne zogen. Taub und stumm und vollkommen empfindungslos wirkten die wandelnden Toten, und sie schienen in grauenvoller Hast und Unbeirrbarkeit einem entlegenen, vorbestimmten Ziel zuzustreben. Allem Anschein nach zog es sie in östliche Richtung. Doch erst mit dem Ende des Exodus, der einige Hundert Tote umfasste, begann man zu argwöhnen, welchem Bestimmungs-ort die Leichen tatsächlich entgegeneilten.

Dieser Bestimmungsort, so raunte es bald, war die verfallene Burg von Ylourgne, jenseits des von Werwölfen behausten Waldes, weit draußen in den gebirgsähnlichen Averoigner Höhen.

Ylourgne, ein mächtiges, schroffes Gemäuer, das von einem nunmehr erloschenen Geschlecht böser Raubritter errichtet worden war, stand sogar bei den Ziegenhirten im Ruf eines Ortes, den man besser mied. Angeblich gingen die grimmigen Geister seiner blutbefleckten Herren ruhelos um in den bröckelnden Hallen, und seine Burgherrinnen waren die Untoten. Kein Mensch wollte heimisch werden im Schatten der felsverankerten Mauern, und die nächstgelegene Heimstatt lebender Seelen, ein kleines Zisterzienserkloster, erhob sich fast zwei Kilometer entfernt an der gegenüberliegenden Flanke des Tals.

Die Mönche dieses genügsamen Ordens pflegten nur wenig Umgang mit der Welt jenseits der Berge, und nur selten begehrte ein Besucher Einlass an ihren hoch gelegenen Pforten. In jenem schrecklichen Sommer jedoch, nach dem Verschwinden der Toten, ging eine unheimliche und bestürzende Kunde vom Kloster aus und verbreitete sich in ganz Averoigne.

Vom Ende des Frühjahrs an waren die Zisterzienser genötigt, Kenntnis zu nehmen von allerlei sonderbaren Vorgängen innerhalb der alten, seit Langem verwaisten Ruinen von Ylourgne, die in Sichtweite des Bergklosters lagen. Von ihren Fenstern aus hatten die Mönche flackernde Lichter gesehen, wo kein Licht hätte brennen dürfen. Gespenstisch blaue und düster rote Flammen hatten jenseits der eingefallenen, unkrautüberwucherten Schießscharten gezuckt oder über den zerbrochenen Zinnen hinauf zum bestirnten Himmel geleckt. Einhergegangen war das Flammengezüngel mit grässlichen Lauten, die sich nächtens aus der Ruine erhoben, und die Mönche hatten ein metallisches Getöse wie von höllischen Hämmern vernommen, die auf Ambosse schlugen – ein Geklirr, als ob mächtige Streitkolben gegen gewaltige

Brustpanzer hieben –, und hatten vermeint, Ylourgne sei zu einem Tummelplatz von Teufeln geworden. Pestartiger Gestank wie von Schwefel und brennendem Fleisch war durchs Tal herübergezogen, und sogar bei Tag, wenn das Lärmen verstummt und das Geloder erloschen war, hing noch ein dünner Schleier hellblauen Dunstes über den Zinnen.

Nur aus der Tiefe heraus, so viel stand fest für die Mönche, konnte die Burg besetzt worden sein, von Geschöpfen der Unterwelt, denn sie hatten niemals gesehen, dass jemand über die kahlen, offenen Bergflanken und Steilhänge zur Ruine emporgestiegen war. Angesichts dieser Anzeichen für das Walten des Erzfeinds ganz in ihrer Nähe, bekreuzigten die Klosterbrüder sich noch häufiger und inbrünstiger und beteten ihr Vaterunser und Ave-Maria noch fleißiger als zuvor. Desgleichen verdoppelten sie ihren Arbeitseifer und ihre Askese. Da jedoch die alte Burg ein von Menschen verlassener und gemiedener Ort war, maßen sie dem, was sich dort zutragen mochte, darüber hinaus wenig Bedeutung bei. Vielmehr hielten sie es für ratsam, sich nur um die eigenen Belange zu kümmern, solange jedwede offene satanische Feindseligkeit ausblieb.

Vorsorglich hielten sie die Burg unter genauer Beobachtung. Doch über Wochen wies nichts darauf hin, dass irgendjemand Ylourgne betrat oder verließ. Abgesehen von den Lichtern und dem Lärm bei Nacht und dem Dunst, der bei Tag über der Ruine schwebte, gab es kein Anzeichen für Bewohntheit, egal ob menschlicher oder teuflischer Natur.

Doch dann, eines Morgens, sahen zwei Mönche, die im Tal unterhalb der Terrassengärten des Klosters das Unkraut aus einem Möhrenbeet jäteten, eine eigentümliche Prozession aus der Richtung des großen Waldes von Averoine kommen. Die Gestalten zogen vorüber und begannen schließlich, die hohe, steile Felswand unter den Mauern von Ylourgne zu erklimmen.

Diese Gestalten, erzählten die Mönche, waren in fliegender Hast unterwegs, mit steifen, aber langen, schnellen Schritten,

und alle hatten eigenartig fahle Gesichter und waren in Totengewänder gehüllt. Viele der Totengewänder waren zerlumpt und zerrissen, und alle waren staubbedeckt von langer Reise und verdreht von Friedhofserde oder dem Moder der Gräfte. Ein Dutzend oder mehr Gestalten zählte der Zug, welchem dann in Abständen noch etliche Nachzügler folgten, die gleichfalls Grabgewänder trugen. Verblüffend behände und rasch erklimmen sie den Berg und verschwanden schließlich hinter den düsteren Mauern von Ylourgne.

Bis dahin hatte noch keins der Gerüchte über die beraubten Gräber und Bahren die Zisterzienser erreicht. Sie hörten erst später davon, nachdem sie wochenlang Morgen für Morgen kleine oder große Kolonnen von Toten hatten vorbeiziehen sehen, empor zu der vom Teufel vereinnahmten Burg. Hunderte Leichname, versicherten die beiden Mönche unter Eid, waren unterhalb des Klosters vorübergeströmt, und fraglos hatte man viele weitere im Dunkel der Nacht überhaupt nicht bemerkt. Kein Einziger von ihnen aber wurde je dabei gesehen, wie er Ylourgne verließ, das all die Toten in sich aufnahm wie der nimmersatte Schlund der Hölle.

Erfüllt von flammender Empörung, aber auch von entsetzlicher Furcht, hielten die Klosterbewohner es weiterhin für geraten, Ruhe zu bewahren. Einige der Kühnsten unter ihnen hatten sich, voll frommen Zorns angesichts all dieser schändlichen Zeichen des Bösen, entschlossen gezeigt, den Ruinen mit Weihwasserwedeln und hochgerekten Kreuzen einen Besuch abzustatten. Aber der Abt in seiner Weisheit hatte ihnen abzuwarten geboten. Derweil züngelten die Feuer mit jeder Nacht heller gen Himmel, gellte der Lärm lauter durchs Tal.

In dieser Zeit des Abwartens, während unablässig Gebete aus dem kleinen Kloster zum Himmel hinaufstiegen, geschah noch etwas Schreckliches. Einer der Brüder, ein beleibter Bursche namens Théophile, hatte in Missachtung der strengen klösterlichen Zucht sich allzu häufig zu den Weinfässern geschlichen. Fraglos war dies nur im Bemühen geschehen,

das fromme, ihm von den widrigen Geschehnissen eingeflöbte Grauen zu ersäufen. Jedenfalls wollte es sein Unstern, dass er nach dem Gelage vor den Klostermauern zwischen den Klippen und Klüften umherirrte und sich infolge eines Fehltritts den Hals brach.

Erfüllt von Trauer über Théophiles Tod und Sorge wegen seines Pflichtverstoßes, bahrten die Mönche ihren Mitbruder in der Kapelle auf und lasen ihm die Seelenmessen. In den dunklen Stunden vor Tagesanbruch jedoch stockten die Messen, zum Verstummen gebracht von der verfrühten Wiederauferstehung des verbliebenen Mönchs. Grauenhaft schief saß sein Kopf auf dem gebrochenen Hals, als er wie vom Teufel besessen aus der Kapelle stürzte und bergabwärts rannte, auf das dämonische Geflacker und Getöse von Ylourgne zu.

3. Der Bericht der Mönche

Infolge des oben erwähnten Vorfalls ersuchten zwei der Klosterbrüder, die die verfluchte Ruine schon einmal hatten besuchen wollen, den Abt erneut um die nötige Erlaubnis. Sie brachten vor, Gott werde ihnen sicher Beistand gewähren, wenn sie Rache übten für die Entführung von Théophiles Leichnam und ebenso für den Diebstahl zahlreicher anderer Toter aus geweihtem Boden. Verwundert und beeindruckt über den Mut dieser tatendurstigen Mönche, die dem Erzfeind auf seinem eigenen Terrain Trotz bieten wollten, gab der Abt die Erlaubnis. Und so versahen die beiden sich mit Weihwasserwedeln und genügendem Weihwasservorrat und wappneten sich jeder mit einem mächtigen Kreuz aus Weißbuchenholz, das so schwer wog wie ein Streithammer, der einem gepanzerten Ritter den Schädel zermalmt.

Die beiden Mönche, sie hießen Bernard und Stéphane, machten sich mitten am Vormittag beherzt an den Aufstieg, zum Angriff auf die Zwingburg des Bösen. Es war ein

mühsames Fortkommen inmitten überhängender Felsblöcke und entlang schlüpfriger Steilhänge. Aber beide Mönche waren stark und gewandt und zudem gewöhnt an solcherlei Kletterei. Der Tag war schwül, kein Lüftchen regte sich, und ihre weißen Kutten waren schon bald klamm vor Schweiß. Dennoch drängten sie wacker voran und rasteten nur kurz, um zu beten. So näherten sie sich schon bald der Burg, über deren grauen, zeitbenagten Zinnen sie noch keine Anzeichen von Bewohntheit oder Geschäftigkeit ausmachen konnten.

Der tiefe Burggraben, der den Ort einst umgeben hatte, war längst ausgetrocknet und zum Teil von abbröckelndem Erdreich und Trümmern der Wehrmauer gefüllt. Die Zugbrücke war längst vermodert, doch häuften die in den Graben gefallenen Quadersteine des eingestürzten Torhauses sich zu einer Art groben Dammwegs, den man überschreiten konnte. Nicht ohne Bangen hoben die Ordensbrüder ihre Kreuze empor wie Krieger, die Waffen reckend eine verteidigte Festung erstürmen. So überwandten sie die Trümmer des Torhauses und betraten den Burghof.

Auch er schien, wie die Zinnen, verwaist. Wild wuchernde Nessel, üppige Gräser und Baumschösslinge hatten zwischen den Pflastersteinen Wurzeln geschlagen. Der hohe, mächtige Burgfried, die Kapelle und der Teil der Burganlage, der den Palast umfasste, hatten ihre Außenform im Ganzen auch durch Jahrhunderte des Verfalls bewahrt. Links des großen Burghofs ragte der Saalbau empor wie ein massiver Fels und einem Höhleneingang gleich gähnte darin eine finstere Türöffnung. Und aus dieser Türöffnung drang ein feiner, bläulicher Dunst hervor und kräuselte in gespensterhaften Spiralen zum wolkenlosen Himmel auf.

Zu diesem finsternen Eingang pirschten die Ordensbrüder nun hin. Dahinter gewahrten sie rötlichen Feuerschein, als blinzelten Drachenaugen sie aus höllischer Finsternis an. Für die Mönche stand fest, dass dieser Ort ein Vorposten des Hades war, ein Vorraum zur Hölle. Dennoch überquerten sie

löwenherzig die Schwelle, sangen laut ihre Exorzismen und schwenkten die mächtigen Kreuze aus Weißbuchenholz.

Als sie aus dem hellen Licht des Sommertages in die Schwärze eintauchten, die jenseits der höhlenartigen Türöffnung lag, waren sie anfangs nahezu blind. Doch während ihre Augen sich der Düsternis anpassten, schälte sich vor ihnen ein ungeheuerliches Bild aus dem Dunkel. Immer zahlreichere und immer grausigere und groteskere Einzelheiten traten hervor. Einige dieser Einzelheiten waren nur unklar erkennbar und auch nur auf vage Art furchteinflößend. Andere, nicht misszudeutende Details wiederum brannten sich wie durch jäh aufflammende, unauslöschliche Höllenfeuer in die Mönchsseelen ein.

Vor ihnen lag eine riesige Halle, die offenbar durch das Einreißen der Böden höher gelegener Etagen und der Trennwände zwischen dem an sich schon gewaltigen Saalbau und den benachbarten Gemächern entstanden war. Die Halle verlor sich in endlos erscheinenden Schatten, die von Sonnenstrahlen zerteilt wurden, die durch die rissigen Ruinenmauern brachen: Sonnenstrahlen, deren Licht jedoch die höllische Düsternis und ihre Geheimnisse nicht zu erhellen vermochte.

Die beiden Mönche beteuerten später, sie hätten an diesem Ort viele Menschen bei geschäftigem Treiben erblickt und ebenso verschiedenartige Dämonen, von denen einige scheuenhaft und riesig, andere hingegen von den Menschen kaum zu unterscheiden waren. Diese Menschen und ihre höllischen Gehilfen waren an Flammenöfen und gewaltigen Gefäßen zugange, wie sie bei Alchemisten in Gebrauch sind und deren Form der von Birnen und Kürbissen glich. Wiederum andere standen über große, dampfende Kessel gebeugt gleich Hexenmeistern, die grauenvolle Gifte brauen. An der gegenüberliegenden Mauer ragten zwei gewaltige, gemauerte Bottiche auf, deren kreisrunde Wände mehr als mannshoch waren, sodass Bernard und Stéphane nicht hineinsehen und feststellen konnten, was sie enthielten. Von einem der

Bottiche ging ein weißliches Glimmen aus, von dem anderen ein rötliches Glosen.

Bei den Bottichen, ungefähr in mittlerem Abstand zwischen beiden, stand eine niedrige Trage oder Liege, bereitet aus luxuriösen, exotisch gemusterten Stoffen, wie die Sarazenen sie weben. Auf dieser Liege erspähten die Mönche ein Zwergengeschöpf; es war bleich und verschrumpelt, mit Augen von eisigem Feuer, die gleich bösen Beryllen aus dem Dunkel hervorglommen. Der Zwerg, der schwach war und vom Tode gezeichnet, überwachte die Arbeit der Männer und ihrer dämonischen Helfer.

Allmählich passten die Augen der Ordensbrüder sich immer besser an die Düsternis an, und sie nahmen weitere Einzelheiten wahr. Mitten auf dem Hallenboden lagen etliche Leichname, unter denen sie auch den ihres Mönchsbruders Théophile ausmachten. Daneben erblickten sie einen Berg blanker menschlicher Gebeine, die an den Gelenken gewaltsam voneinander gelöst worden waren, sowie große Fleischbrocken, die aufgestapelt lagen wie tranchierte Schlachterware. Einer der Männer klaubte die Knochen auf und warf sie in einen Kessel, unter dem ein rubinrotes Feuer züngelte; ein anderer wuchtete die Fleischbrocken in eine Wanne, in der eine farblose Flüssigkeit schwappte, die böse zischte wie eintausend Nattern.

Noch andere hatten das Grabgewand von einem der Leichname gestreift und gingen daran, ihn mit langen Messern zu zerstückeln. Wieder andere erstiegen die groben, steinernen Stufen, die an den Außenwänden der gewaltigen Bottiche emporführten, und schleppten Eimer mit dickflüssigem Inhalt hinauf, den sie dann über den Rand des Bottichs hinweg in diesen hineinkippten.

Entsetzt ob dieses Bildes menschlicher und teuflischer Verworfenheit und durchdrungen von mehr als gerechter Empörung, begannen die Mönche erneut, ihre hallenden Exorzismen anzustimmen, und stürmten vorwärts. Doch ihr Eindringen wurde, so schien es, gar nicht bemerkt von

der so ruchlos beschäftigten Schar aus Zauberern und Teufeln.

Bernard und Stéphane, entflammt von heiligem Zorn, wollten sich schon auf die Metzger stürzen, die die Leiche bereits zu zerhacken begannen. Wohl hatten sie in dem Toten einen berüchtigten Gesetzlosen erkannt, der überall nur Jacques Le Loupgarou – Jacques der Werwolf – genannt wurde und der erst wenige Tage zuvor von den Vertretern der Obrigkeit im Kampf getötet worden war. Le Loupgarou, gefürchtet wegen seiner Leibeskraft, seiner Gerissenheit und seiner Grausamkeit, hatte lange Zeit die Wälder und Landstraßen von Averoigne in Schrecken gehalten. Halb ausgeweidet hatten die Schwerter der Häscher den mächtigen Körper, und der Bart des Verbrechers war steif und blutverkrustet von dem furchtbaren Streich, der das Gesicht von der Schläfe bis zum Mund entzweigespalten hatte. Le Loupgarou war ohne Beichte gestorben. Dennoch waren die Mönche nicht gewillt zuzusehen, wie sein wehrloser Kadaver einem gottlosen Missbrauch anheimfiel, den kein Christ sich auch nur vorstellen mochte.

Inzwischen jedoch hatte der bleiche, bössartig aussehende Zwerg die Ordensbrüder bemerkt. Augenblicklich wurden das unheilvolle Zischen der Kessel sowie das heisere Raunen der Männer übertönt von seiner schrillen, gebieterisch klingenden Stimme.

Die beiden Mönche verstanden den Ruf nicht. Er war in einer ihnen fremden Sprache erfolgt und klang wie eine Beschwörung. Und wie auf Befehl wandten zwei der Männer sich ab von ihrem gottlosen Gepansche, hoben jeder ein Kupferbecken empor, in dem eine namenlose, stinkende Flüssigkeit schwappte – und kippten dieselbe Bernard und Stéphane ins Gesicht.

Blind von der ätzenden Brühe, die sie ins Fleisch biss wie die Giftzähne zahlloser Schlangen, und überwältigt von den ekligen Dämpfen, fühlten die beiden das Bewusstsein entschwinden. Ihrem Griff entglitten die mächtigen Kreuze,

und fast gleichzeitig schlugen sie selbst auf dem Steinboden auf.

Bald schon kehrten ihre Besinnung und auch ihre Schkraft zurück. Doch waren ihnen die Hände nun mit unzerreißbaren Schlingen aus Gedärm gebunden. Verdammt zur Hilflosigkeit hatten sie sich letztendlich umsonst mit den Kreuzen und den Weihwasserwedeln bewehrt.

In dieser schmachvollen Lage vernahmen sie die Stimme des ruchlosen Zwergs, der ihnen aufzustehen befahl.

Sie gehorchten, wenn auch unbeholfen und mit Mühe, da sie ihre Hände nicht zu Hilfe nehmen konnten. Bernard, dem noch immer übel war von den eingeatmeten Giftschwaden, stürzte zweimal zu Boden, ehe es ihm gelang, aufrecht stehen zu bleiben, und seine missliche Lage rief einen Ausbruch widerlicher, unflätiger Heiterkeit bei den versammelten Hexern hervor.

Wie sie so vor ihm standen, mussten die Mönche den Hohn des Zwerges ertragen, grauenvoll gotteslästerliche Schmähungen und Beschimpfungen, wie sie nur der Mund eines verschworenen Dieners der Hölle ausstoßen konnte. Am Ende sagte der Zwerg laut ihrer eidlich bekräftigten Aussage Folgendes zu ihnen:

»Jetzt aber husch, husch zurück ins Körbchen mit euch, ihr Welpen Jaldabaoths, und überbringt diese Botschaft: *Die hierherkamen zu vielen, werden von hinnen gehen als einer.*«

Dann sprach der Zwerg eine furchterregende Zauberformel, und zwei der dämonischen Helfer, die die Gestalt riesiger, schemenhafter Tierwesen besaßen, traten neben die beiden Leichen, jene des Loupgarou und jene von Bruder Théophile. Einer der garstigen Dämonen kroch wie ein Dunst, der im Sumpf versickert, in die blutverklebten Nasenlöcher Loupgarous und verschwand Zoll um Zoll darin, bis auch der bestialische, horngekrönte Schädel nicht mehr zu sehen war. Der andere Dämon tat es ihm nach und kroch in die Nasenlöcher Théophiles, dem der Kopf aufgrund des Genickbruchs seitlich über der Schulter hing.